



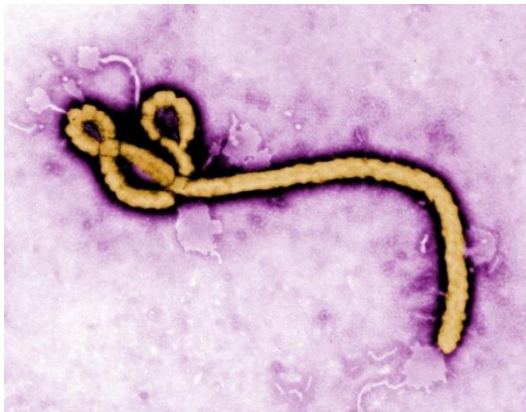
Vertretung in Deutschland



Ausschuss für Gesundheit Arbeitsmaterial A

Ebola ist eine lebensbedrohliche Virusinfektion, die zu hohem Fieber führt und Blutungen auslösen kann (sog. hämorrhagisches Fieber). Die Erkrankung trat erstmals Mitte der 1970er Jahre in Zentralafrika auf. Das Ebola-Virus wird durch Körperflüssigkeiten von Mensch zu Mensch übertragen, insbesondere über Blut, aber auch über Speichel oder Sperma. Die Inkubationszeit – also die Zeit von der Ansteckung bis zum Ausbruch der Symptome – beträgt 2 bis 21 Tage.

Bricht die Erkrankung aus, beginnt die Körpertemperatur plötzlich zu steigen. Das Fieber ist in der Regel begleitet von: allgemeiner Erschöpfung, Muskelschmerzen, Kopfschmerzen, Übelkeit Erbrechen, Durchfall, Hautausschlag, Halsschmerzen. In einigen Fällen kommt es dann zu inneren und äußeren Blutungen (medizinisch: Hämorrhagie). Die Betroffenen bluten sichtbar, zum Beispiel an den Schleimhäuten des Mundes oder im Genitalbereich.



Nicht sichtbar – aber sehr ernst – sind Blutungen im Inneren des Körpers. Die inneren Blutungen führen dazu, dass lebenswichtige Organe ausfallen (sog. Multiorganversagen). In 50 bis 80 Prozent der Fälle endet Ebola tödlich. Medikamente oder Impfungen, die direkt gegen Ebola wirken, gibt es nicht. Man kann daher nur versuchen, die Beschwerden zu lindern und die Blutgerinnungsstörung zu behandeln.

Die Fallzahlen der aktuellen Epidemie in Darkonglia sind deutlich höher als bei früheren Epidemien. Zum Vergleich: Während der größten Epidemien – 1976 im Sudan und Zaire, 1995 und 2007 in der Demokratischen Republik Kongo, 2000 und 2007 in Uganda und 2003 in der Republik Kongo – erkrankten jeweils nur zwischen 150 und 420 Personen. Insgesamt hatte das Virus seit seiner Entdeckung bis zum Jahr 2011 über 2.300 Erkrankungen verursacht. Diese Zahl hat sich inzwischen mit über 21.600 Fällen in relativ kurzer Zeit erhöht.

Ungewöhnlich bei der aktuellen Epidemie ist, dass die Erkrankungsfälle nicht wie sonst eher in ländlichen Gebieten und in Regenwaldnähe auftreten, sondern zum ersten Mal auch in trockenen Gegenden wie Darkonglia. Wegen der erhöhten Ansteckungsgefahr problematisch ist zudem die Ausbreitung in größeren Städten – insbesondere solchen mit Flughäfen.

Spannungen wegen Ebola verschärfen sich

Die Ebola-Epidemie breitet sich immer stärker aus, zugleich liegen die Nerven blank: die aktuelle Epidemie verschärft die ethnischen Spannungen in Darkonglia weiter. Dutzende Menschen wurden verletzt, als die Sicherheitskräfte in Darkonglia mit scharfer Munition und Tränengas die Einhaltung einer Ebola-Quarantäne in der Hauptstadt Darkonglischu durchsetzen.

Die Bewohner_innen des Slums West Point in Darkonglischu reagierten mit wütenden Protesten auf die Entscheidung, die Armensiedlung mit rund 75.000 Einwohnern wegen der Ebola-Epidemie unter

Quarantäne zu stellen. Ohne Vorwarnung wurde der Slum von den Sicherheitskräften abgeriegelt. In der Nacht zum Sonntag hatten mit Messern und Knüppeln bewaffnete Angreifer_innen eine Isolierstation in West Point geplündert und verwüstet und 17 Ebola-Patient_innen befreit. Die Kranken meldeten sich erst drei Tage später wieder in einem anderen Krankenhaus der Stadt. Die Behörden befürchten, dass sich zahlreiche weitere Bewohner_innen von West Point mit dem Erreger angesteckt haben und beschlossen deshalb die Abriegelung des Slums.

In dem Elendsviertel leben hauptsächlich Angehörige der Tigray Minderheit. Die verschiedenen ethnischen Gruppen beschuldigen sich gegenseitig, die Krankheit eingeschleppt zu haben. Das in den vergangenen Jahren mühsam aufgebaute Vertrauen zwischen den einzelnen Bevölkerungsteilen wird so durch die Seuche vielerorts wieder vollends zunichte gemacht.

„Tot kann man niemandem helfen“: Gewalt gegen Ebola-Helfer_innen

„Tot kann man niemandem helfen“: Die Erkenntnis einer Ebola-Helferin wird sie nicht vor den Gefahren schützen, denen sie in Afrika bald ausgesetzt ist. Denn der Tod hat für die Freiwilligen dort zwei Gesichter: das Killer-Virus selbst, natürlich, und die Angst oder Wut, die ihnen viele der Menschen entgegenbringen, denen sie doch helfen wollen.

Nach der Ermordung europäischer Ebola-Helfer_innen in Darkonglia hat das Internationale Rote Kreuz eindringlich dazu aufgerufen, weitere Gewalttaten zu verhindern. „Angriffe wie diese – hervorgerufen aus Frustration und Angst vor der Krankheit – sind nicht akzeptabel“, mahnte die Organisation in Genf. Jede Aktion, die Hilfe erschwere, trage zur Verbreitung der Krankheit bei. In Orten, wo medizinische Hilfe nicht möglich sei, habe die Zahl der Ebola-Fälle zugenommen.

Am Freitag war bekanntgeworden, dass eine Gruppe aufgebrachter Dorfbewohner_innen eine Delegation aus Regierungsvertreter_innen, Mediziner_innen und Journalist_innen angegriffen und mindestens sieben Menschen getötet hatte – darunter auch Helfer_innen des Roten Kreuzes. Die Hilfsdelegation war in der Region um Womey im Südosten des Landes unterwegs, um über die Gefahren durch das Virus zu informieren. Sechs Tatverdächtige wurden nach offiziellen Angaben festgenommen.

Viele Einheimische glauben nämlich, dass es in Wahrheit diese Fremden sind, die den Ebola-Tod durchs Land tragen. „Es wird mehr solcher Vorkommnisse geben“, warnen die Konfliktexpert_innen der in Brüssel ansässigen International Crisis Group (ICG), die sich um internationale Krisen und deren Lösung kümmert.

Gleichzeitig sind die einheimischen Organisationen mit der Bekämpfung der Seuche überfordert: Zudem streikt nun das Personal in einem von insgesamt nur zwei Behandlungszentren. In dem Gesundheitszentrum haben sich mittlerweile fast 30 Mitarbeiter_innen mit Ebola infiziert und die Erkrankung nicht überlebt.

Die Arbeitsbedingungen in der Klinik seien katastrophal, so einer der Streikenden. Es gebe kaum Möglichkeiten für das Personal, sich vor einer Ansteckung zu schützen, wie Atemmasken oder Schutzanzüge welche wären. Die gesamte Klinik verfüge nur über eine Krankentrage, schilderte ein Abteilungsleiter die Arbeitsbedingungen. Auf dieser Trage seien sowohl Patienten als auch Leichen transportiert worden. Krankenpfleger_innen und Bestatter_innen erklärten zudem, die Regierung habe ihre Löhne seit Wochen nicht mehr bezahlt. Diese reichen mit 50 Dollar pro Woche ohnehin kaum zum Überleben.

In Darkonglia griffen Demonstranten die Rettungsstelle eines örtlichen Krankenhauses sowie Fahrzeuge der Hilfsorganisation UNICEF und eines Arztes an – mit Knüppeln und Messern. Bei Auseinandersetzungen auf einem Markt wurden zudem mindestens 55 Menschen verletzt, die Hälfte von

ihnen waren Sicherheitskräfte. Händler_innen hatten gegen eine Desinfektionskampagne auf dem Markt protestiert. Es gebe zwei Lager, sagte Regionalgouverneur Lancei Conde am Samstag: „Diejenigen, die an die Existenz von Ebola glauben, und diejenigen, die meinen, die Epidemie werde eingeschleppt.“

Vier Hauptursachen sind für die schnelle Ausbreitung der Seuche verantwortlich:

1. Kulturelle Gepflogenheiten: An die Stelle der fehlenden Ärzt_innen treten in den betroffenen Ländern oft traditionelle Heiler_innen. Sie mögen eine wichtige gesellschaftliche Funktion erfüllen, doch zur Infektionskontrolle ist ihr Vorgehen oftmals hinderlich oder gar kontraproduktiv. So hatten Heiler_innen auf vorangegangene Ausbrüche mit Aderlässen reagiert – ausgeführt mit nicht sterilen Messern, über die das Virus weiter verbreitet wurde. Traditionelle Bestattungen, bei denen sich die Angehörigen durch engen Körperkontakt vom Verstorbenen verabschieden, sind ein weiteres Problem. Solche tief verwurzelten Traditionen lassen sich nur durch geduldige und feinfühligte Aufklärung ändern. Doch in den betroffenen Ländern fehlen oft schon die Mittel, um einfache Botschaften zu verbreiten.
2. Fehlende Aufklärung: Wie sollen die Einwohner_innen gewarnt werden, wenn – wie in Darkonglia – nur 25 Prozent von ihnen lesen können und elektronische Medien Mangelware sind? Auch in Liberia und Sierra Leone erreicht die Alphabetisierungsrate keine 50 Prozent. Anstelle von Informationen treten Gerüchte, Mythen und Absurditäten. Kondensmilch und Zwiebeln kursierten als Geheimtipp gegen Ebola. Zwei Darkonglianer_innen sollen an einer Überdosis Salzwasser gestorben sein, die sie im Glauben an eine vorbeugende Wirkung getrunken hatten. Ausländische Ärzt_innen wurden angegriffen, weil die Menschen glaubten, sie hätten die Krankheit erst ins Land gebracht.
3. Fehlendes Vertrauen in Institutionen: Die mangelnde Kooperation der Einwohner_innen versuchen die Staaten durch drastisches Durchgreifen zu kompensieren. Ausgangssperren werden verhängt und ihre Einhaltung durch Polizei und Armee kontrolliert. Doch Länder wie Darkonglia haben Bürgerkriege, Diktaturen und Jahrzehnte der Instabilität erlebt. Das Vertrauen in staatliche Institutionen ist gering. In dieser Situation neigen die Menschen dazu, sich lieber auf sich selbst und ihre Traditionen zu verlassen. Viele Erkrankte flohen aus Quarantänestationen, versteckten Erkrankte oder brachten sie in entferntere Regionen, wo sie neue Krankheitsherde verursachten.
4. Bürgerkrieg: Der anhaltende Kampf zwischen Regierungstruppen und Milizen erschwert die Bemühungen für eine Eindämmung des Virus. Auch ausländische Helfer_innen setzen sich zusätzlich zur Ansteckungsgefahr dem Risiko aus, zwischen die Fronten von Regierungstruppen, Rebellen und Milizen zu geraten. Manche Gebiete sind aufgrund der Kriegswirren schwer zugänglich. Durch die anhaltenderen Flüchtlingsströme aus den Kampfregionen, kann sich das Virus leichter ausbreiten. Die überfüllten Flüchtlingscamps sind potenzielle Seuchenherde.

Die Seuche befällt auch die Wirtschaft

Die Weltbank hat vor den wirtschaftlichen Folgen für die von der Ebola-Epidemie am schwersten betroffenen Ländern gewarnt. In Darkonglia werde die Wirtschaft 2015 deutlich schrumpfen, teilte die Organisation am Dienstag mit. Vor Ausbruch der Seuche hatte die Weltbank für Darkonglia mit einem Wachstum von fast neun Prozent gerechnet. Hauptgrund war die steigende Nachfrage nach seltenen Rohstoffen wie Coltan.

Die Coltan-Produktion ist quasi zum Erliegen gekommen, weil Arbeitskräfte auch im Bergbau ausfielen. Die einheimischen Arbeitnehmer_innen stünden unter Quarantäne oder seien gestorben, aus-

ländische Ingenieur_innen hätten das Land verlassen. Auf den Kautschuk-, Kakao- oder Palmölplantagen sehe es ähnlich aus. „Und so schnell kehren die ausländischen Fachkräfte nicht wieder zurück“, sagt Kappel.

Noch ist Ebola vor allem eine Gesundheitskrise. Aber wenn es nicht gelingt, das Virus zu stoppen, wird es auch die Wirtschaft in Darkonglia, Guinea und Liberia hart treffen. Wegen der Seuche hat die Weltbank ihre Wachstumsprognosen für alle drei Länder jetzt schon gesenkt. Ihre Ökonom_innen schätzen, dass das Virus in Westafrika Kosten in Höhe von fast 33 Milliarden Dollar verursachen könne, wenn es sich weiter ungebremsst ausbreitet. Die möglichen Folgen seien „katastrophal“, sagt Weltbank-Präsident Jim Yong Kim.

Die deutsche Wirtschaft hat sich bereits komplett aus den betroffenen Ländern zurückgezogen. Kein deutsches Unternehmen sei mehr in Liberia, Darkonglia, Guinea oder Sierra Leone aktiv. Alle Infrastrukturprojekte seien auf Eis gelegt, sagt der Vorsitzende des Afrika-Vereins der Deutschen Wirtschaft, Stefan Liebing.

Die Folgen treffen nicht nur den Exportsektor. „Auch der Staat nimmt weniger Steuern ein. Das wird auch langfristig, wenn die Seuche besiegt sein wird, Folgen haben: Schulen werden noch schlechter ausgestattet sein, das Gesundheitssystem liegt am Boden und auch andere staatliche Aufgaben, wie die Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit kann der Staat Darkonglia künftig noch weniger als bisher wahrnehmen.“

Jean Senahoun verfolgt die Lage in Afrika für die Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen FAO. Er sagt, es sei noch viel zu früh, um die wirtschaftlichen Folgen von Ebola zu bemessen, denn im Moment gehe es vor allem darum, die Krankheit in den Griff zu bekommen. Dennoch ist auch für Senahoun klar: „Ebola schwächt die ganze Wirtschaft in der Region, vor allem die Landwirtschaft. Wenn es nicht gelinge, die Ausbreitung des Virus einzudämmen, werde die Seuche zu einer ernststen Nahrungskrise führen“.

Die Seuche treffe Darkonglia ausgerechnet in der für die Landwirtschaft wichtigsten Jahreszeit, erklärt die Welthungerhilfe. In den von Ebola am stärksten betroffenen Regionen des Landes, Darko und Kongila, hat die Hilfsorganisation vor kurzem die Einwohner_innen zu den Folgen von Ebola befragt. Die beiden Distrikte sind auch die Gebiete mit der höchsten landwirtschaftlichen Produktivität. Dass ausgerechnet dort Ebola wütet, trifft das arme, agrarisch geprägte Darkonglia schwer.

„Wer von Ebola betroffen ist, kann seine Felder nicht mehr beackern“, sagt Simone Pott, Sprecherin der Welthungerhilfe. Damit meint sie nicht nur die Kranken selbst. Jeder, der mit ihnen Kontakt hatte, darf drei Wochen lang sein Haus nicht verlassen. Die Menschen unter Quarantäne überleben oft nur dank Essensspenden.

Die wirtschaftlichen Folgen wiegen schwer: Auch Bauern und Bäuerinnen, die nicht unter Quarantäne stehen, finden keine Arbeitskräfte mehr, um die Felder zu beackern. Händler_innen erhalten keinen Nachschub. Auch aus dem Ausland kommen nur noch wenige Waren, denn die meisten Nachbarländer haben ihre Grenzen zu Sierra Leone, Darkonglia, Liberia und Guinea geschlossen. Die Folge: „Die lokalen Märkte sind zusammengebrochen“, sagt Pott. Die Nahrung wird knapp. Schon jetzt kosten Grundnahrungsmittel wie Kassava, Öl, Reis und Fisch in Darkonglia um 30 bis 40 Prozent mehr als üblich. Die Folge ist eine katastrophale Hungersnot, die durch eine parallel einsetzende Dürre nur verschlimmert wird. Und es ist nicht zu erwarten, dass sich die Lage bald entspannt. Das Virus breitet sich weiter aus. Wenn die Bauern und Bäuerinnen auch nicht pflanzen können, fällt auch die nächste Ernte schlecht aus. Die Durststrecke mit einem Darlehen zu überbrücken wird vielen nicht möglich sein: Schon jetzt geizen die Banken mit Krediten.